

wenn es einmal vergangen ist. Ach, diese goldenen Jahre. Wo ist die Zeit bloss hin? Und ehe man sich versieht, ist auch das Büchlein schon zu Ende – auf einen Klapp.

Auf Thoreaus Spuren

Hansjörg Schertenleib: Palast der Stille.
Zürich: Kampa-Verlag, 2020.

besprochen von Lorenz Ruesch, Anglist und Germanist, Zofingen.



Hansjörg Schertenleibs neueste Erzählung handelt von einem Rückzug. Der weitgereiste Zürcher Schriftsteller entschied sich vor einigen Jahren, eine kleine Hütte im US-Bundesstaat Maine zu kaufen. Wie Henry David Thoreau, Musterbild des literarischen Aussteigers, wollte sich auch Schertenleib dort ganz dem Schreiben widmen, auf sich selbst zurückgeworfen, ohne weltliche Ablenkung und Einmischung. Social Distancing sozusagen lange vor Corona. «Palast der Stille» ist das Ergebnis dieses Versuchs. Schertenleib wirft darin einen Blick zurück auf sein bisheriges Leben, während er gleichzeitig seine neuen Alltagsroutinen im verschneiten Küsten-Cottage aufs Genaueste festhält.

Das lässt die Nabelschau eines weltmüden Eremiten befürchten. Doch gibt es glücklicherweise genügend Irritationseffekte, die diesen Eindruck unterlaufen. Wie der hintersinnige Ton, in dem Schertenleib schildert, wie er bedeutungsschwanger über die Reifenspuren vor seiner Hütte sinniert, nur um dann – recht unpoetisch – auf der rutschigen Strasse «hinzuknallen». Oder seine Verteidigung des abgekapselten, ereignislosen Lebens – Langeweile empfinde schliesslich nur, wer langweilig ist –, die von seinen Freunden als Plattitüde bezeichnet wird: «völlig zu Recht», wie er nüchtern eingesteht.

Reminiszenzen des Ich-Erzählers an seine Kindheit und Jugend, an die ihn die Tage des Müssiggangs in Maine erinnern, werden ergänzt durch Passagen in der dritten Person,

die Schertenleibs eigenen Schreibprozess und seine literarische Laufbahn thematisieren. Die dritte Person verschafft ihm genügend Abstand, um auch bei gelegentlichen Seitenhieben gegen den Schweizer Literaturbetrieb nie allzu überheblich oder selbstgerecht zu wirken. Zumal er sich ohnehin bewusst ist, dass er sich am Schreibtisch «die Welt zurechtbiegt, wie es ihm in den Kram passt, auch in dieser Hinsicht macht er sich nichts mehr vor».

«Palast der Stille» erzählt von jemandem, der sich mit der Welt abgefunden hat, sich übers Schreiben keine idealisierenden Illusionen mehr macht und trotzdem nicht die Finger davon lassen kann. Schertenleib jagt Geschichten nach, wo immer er sie findet, erforscht beispielsweise die Herkunft seiner gebrauchten gekauften Möbel und stösst so auf ein von Opioid-Krise und Nahost-Kriegen gebeuteltes Amerika. Schliesslich ein erstaunlich ausgeprägter Weltbezug also für das Buch eines vermeintlichen Aussteigers. Dessen Flucht vor der Gesellschaft entpuppt sich dergestalt als falsche Fährte. Man hätte es ahnen können. Schon Thoreau, weiss Schertenleibs Frau, liess sich während seiner Zeit im Wald manchmal zu Hause von seiner Mutter verpflegen.

Nüchtern auf der Achterbahn

Frédéric Pajak: Ungewisses Manifest 5: Vincent van Gogh.

Aus dem Französischen von Ruth Gantert.
Biel: edition clandestin, 2019.

besprochen von Hanna Widmer, Lehrerin, Zürich.



Der grosse Meister, das undankbare Mensch. An Van-Gogh-Biografien mangelt es nicht, und man darf sich zu Recht fragen, ob es denn noch eine braucht.

Die Antwort lautet: Die von Frédéric Pajak, die braucht es. Im fünften Band seiner Manifest-Reihe nähert sich Pajak van Gogh auf seine ganz eigene Art und Weise an: präzise, extrem

detailliert, aber gleichzeitig ganz und gar ungeschnörkelt. Trotz schwerem Inhalt und dunklen Tuschzeichnungen liegt in diesem Werk eine eigentümliche Leichtigkeit. Pajak ist kein überehrgeiziger, perfektionistischer Kunsthistoriker, kein aufmerksamkeitsheischender Biograf. Pajak ist einzig und allein ein begnadeter, leidenschaftlicher Chronist. Rasch scheint es, als sei er dem Künstler mit Notizblock und Skizzenheft tatsächlich gefolgt, habe nichts anderes getan, als genau hinzuschauen und die Wahrheit, so gut es ging, zu Papier zu bringen. Ohne stilistische Ornamentierungen beschreibt Pajak die physische und psychische Lebens- und Leidensodyssee des niederländischen Pastorensohns. So detailliert, dass man während des Lesens nicht selten an den Punkt kommt, an dem man sich fragt, wie viel nun der Fantasie des Autors entsprungen ist und wie viel tatsächlich auf Fakten und Tatsachen beruht; gleichzeitig aber rücken diese Umstände in den Hintergrund. Die sprachliche Nüchternheit wirkt beruhigend angesichts der inhaltlichen Achterbahnfahrt, die einen dennoch in ihren Bann zieht.

Pajaks nichtwertende Herangehensweise hat durchaus ihren Sinn: Ansonsten würde man – selbst mit einem zeitlichen Abstand von etwas mehr als 150 Jahren – das Gebaren dieses jungen Mannes nur schwer aushalten. Der Autor und Zeichner schlägt sich auf keine Seite, weder auf die van Goghs noch auf die seiner Weggefährten, aber er greift doch die grossen Themen aus des Künstlers Leben auf: das Unverständnis, mit dem er den anderen und die anderen ihm begegneten; seine Selbstlosigkeit und Selbstaufgabe, die paradoxerweise oft im Kleid des Egoismus auftreten; die ernüchternden Kritiken, die der Maler zeitlebens von den seinerseits bewunderten Berufskollegen erfahren musste.

Auch die Tuschzeichnungen erheben keinerlei Ausgefallenheitsanspruch, schreien nicht nach Aufmerksamkeit. Und doch sind sie überaus lebendig, transportieren Leid und Misere – überall dort, wo Pajak zum Porträtierenden wird – und Freude und Leichtigkeit erstaunlicherweise dort, wo sich die Natur zeigt. Würde man sie ohne Text konsumieren, zeigten sie eine Dokumentation des gnadenlosen

Arbeiterlebens im 19. Jahrhundert – nur in einem beinahe schon vernachlässigbaren Bruchteil der Bilder wird das Schaffen van Goghs zum Motiv.

Ist das nun eine Graphic Novel? Eine Biografie? Ein Roman? Die Nichteinordnung ist so wohlthuend wie passend: Es ist keines von alledem, aber doch alles ein klein wenig. Vielleicht hat Pajak ein neues Genre erfunden, unter dem er gerne noch weitere Werke veröffentlichen darf. Auf Französisch sind es bereits acht.

«Man muss den Dägen in der Faust und nicht die Fäden in der Hand haben»

Martin Bieri: Henzi Sulgenbach.
Bern: edition taberna kritika, 2020.
besprochen von Katharina Knorr,
Literaturwissenschaftlerin, Federath.



«Henzi Sulgenbach», das klingt – obwohl typografisch untereinander angeordnet – zusammengehörig wie ein Herkunftsname: Henzi vom Sulgenbach. Schon im Titel verbindet der Autor, Dramaturg und Journalist Martin Bieri Mensch und Ort und lässt die Kombination so selbstverständlich und vertraut klingen wie «Minna von Barnhelm» oder «Emilia Galotti». Tatsächlich besteht Bieris Buch zum Teil aus einem Fragment gebliebenen Lessing-Drama, dem 1753 erschienenen «Samuel Henzi». Lessing verarbeitet darin das historische politische Geschehen um den gleichnamigen Berner Schriftsteller, Lehrer, Bibliothekar und Hauptmann, der 1749 wegen einer Verschwörung gegen das regierende Patriziat in Bern enthauptet wurde. Beeindruckt von Henzis uneigennützigem Streben nach Freiheit, ging es Lessing vor allem um die Darstellung des Verhältnisses von Recht und Gewalt, die Henzi trotz seiner patriotischen Bereitschaft zum Kampf gegen die Regierung immer zu verhindern suchte – weil ihm die Feder vielleicht doch lieber als der Degen gewesen ist.

Während Lessings Henzi mit den Genossen um die Freiheit kämpft, die Bedeutung von Freundschaft und Ehre aushandelt und schliesslich verraten wird, spürt Martin Bieri dem Genius loci, dem Geist des Ortes, nach. Der Sulgenbach, an dem sich die Verschwörer trafen und der von Generationen von Bernern gewerblich genutzt wurde, ist heute zur Hälfte eingedolt und verläuft unter der Erde. Bieri folgt seinem Lauf von Kühlewil vorbei an Gummersloch und Löölisberg, durch das Margeltäli und Liebefeld zum Loryplatz und bis zum Ufer der Aare. Dabei gedenkt er an verschiedenen «Haltestellen» der Menschen, die in vergangenen Jahrhunderten am Sulgenbach gelebt und gearbeitet haben, beschreibt Orte und Bauten, die entstanden und wieder vergangen sind. Immer wieder unterbricht der Spaziergänger Bieri die Vorbereitung der Revolution. Ganz in der Tradition vieler anderer literarischer Spaziergänger werden (Ge-)Denken, Gehen und Schreiben zusammengeführt. Am Fusse beider Texte fliesst stetig der Bach: Eingefasst in Wellenzeichen für das Ungefähre (~) werden biologische Daten aufgeführt, die den Sulgenbach im Detail beschreiben und zusammen mit den Texten Lessings und Bieris doch deutlich machen, dass dieser mehr ist als nur die Summe seiner Teile. Mit dem Bach fliesen parallel zum Schreiben die Zeiten ineinander. «Was an einem Ort geäussert wird, kann dort nicht bleiben, wird nicht begraben und lässt sich nicht mehr finden. Es ist in den Himmel hinaus gesagt, der nirgends ein Ende hat, in die Luft, die kurz erzittert durch ein Wort, durch einen Satz, durch ein geschwungenes Schwert.» So fliesst auch der Sulgenbach durch die Jahrhunderte, entspringt nach Bieris Vorwort in Lessings erstem Aufzug und geht vor Ariane von Graffenrieds Epilog «im grossen Fliessen auf».

«Und das war es ja vielleicht, was Lessing versuchte», schreibt Bieri, «dass das Geschehene mit dem Geschehenen übereinstimmte, übereinkomme, zusammenflüsse – und wer weiss aus welcher Richtung kommend und wohin dann weiter gehend –, doch dass die Wörter und die Welt sich fänden, an einem Ort.»

Live aus dem Künstlerprekariat

Susann Klossek, Hartmuth Malorny: Zurück aufs Eis. Wie man keinen Roman schreibt. Mainz: Gonzoverlag, 2019.
besprochen von Andreas Niedermann,
Schriftsteller, Wien.



Nein, es ist keine neue Idee, die die Schweizer Autorin Susann Klossek und ihr deutscher Kollege Hartmuth Malorny hatten. Sie ist nicht einmal besonders originell. Aber ist die Idee von «Krieg und Frieden» originell? Oder die der «Buddenbrooks»?

Susann Klossek und Hartmuth Malorny, getrieben von einer Mischung aus Schaffenswut, Geldknappheit und Entdeckerlust, beschliessen, gemeinsam einen Roman zu schreiben. Natürlich einen Bestseller, was sonst? Genre: egal.

Nach der Geburt der Idee beginnt ein intensiver Mailverkehr, ihm folgen wir über die 322 Seiten von «Zurück aufs Eis». Es geht, klar, um den Roman und das Für und Wider der in Frage kommenden Genres (Arztroman, Schelmenroman, Kriminalroman usw.), aber (und vor allem) auch um den grandiosen Alltag der beiden Schreibenden: Hier Malorny, ein Social-Beat-Autor, der in Dortmund lebt und sein Geld hauptsächlich damit verdient, dass er die Stadtverschönerungen von Sprayern wieder entfernt, da Klossek, ihres Zeichens Autorin, Managerin, Dichterin und Journalistin in der Nähe von Zürich, vereint im täglichen Struggle als Prekariatskünstler. Wir blicken tief in Träumereien und Trinkereien, auch den Sex, der mit Woody Allens Bonmot «Masturbation ist Sex mit einer Person, die ich sehr liebe» fast schon beschrieben ist. (Aber nicht ganz.) Und so befördern sie einander abwechselnd ihre Roman-Ideen in die Mailbox, die der/die andere aufnimmt, ausbaut, kommentiert, erweitert, ablehnt und verwirft – oder sich einfach dar-

› weiter auf Seite 41